

Leben mit 15 Watt

Angel, Fahrrad, Stäbchen, Licht – Berliner Forscher untersuchen die Geschichte der Alltagstechnik in China

Von Kai Michel

Das unförmige Ding, das drei Männer vor dem Völkerkundemuseum von einem Siebentonner wuchten, sieht aus wie eine Kreuzung aus Schlitten und Waschzuber. Diana Altner strahlt: »Es riecht sogar gut.« Hinter dem Monstrum, das sich bei näherem Hinsehen als Boot entpuppt, liegt eine weite Reise. Altner erwarb es im letzten Sommer in Tibet, wo sie als Ethnologin den Alltag in einem kleinen Fischerdorf erforscht. Über Lhasa ließ sie das zwei Jahre alte Boot nach Shanghai bringen; dort hielten es die Behörden für »nationales Kulturerbe« und stellten es sicher. Monate verstrichen. Altner befürchtete schon, die Ratten hätten es verspeist.

Das nur aus Weidenholz und Yak-Haut konstruierte Boot ist wohl das handfesteste Ergebnis des an der Technischen Universität Berlin angesiedelten und von der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojekts »Geschichte und Ethnologie der Alltagstechniken Chinas«. Dabei dreht sich alles um die Frage, wie die Menschen in China ihren Alltag organisieren und ihre Lebensbedürfnisse technisch bewältigen. »Da ist Pionierarbeit zu leisten«, sagt Mareile Flitsch, Privatdozentin und Leiterin des Projekts. Die China-Forschung habe sich allzu lange auf die Ideengeschichte konzentriert. Wie in China die Menschen aber leben, wie sie sich kleiden, ernähren oder fortbewegen, davon wisse man erstaunlich wenig.

»In vielen Museen werden winzige, fein bestickte Lotoschühchen präsentiert«, gibt Flitsch ein Beispiel. »Oft steht nur dabei: Frauenschuh, 19. Jahrhundert.« Wie hübsch, denkt der Betrachter – und erfährt nichts darüber, wie Frauen mit gebundenen Füßen den Alltag bewältigten. Wie bewahrten die Frauen mit ihren gewaltsam verkrüppelten Füßen das Gleichgewicht, wenn sie Wasser schleppten? Wie kurierten sie Verletzungen? Alles Fragen, die noch zu beantworten sind. Der hübsche Schuh im Museum erzählt davon nichts.

In Berlin versucht man nun die chinesische Alltagswelt zu kartografieren. Vier noch laufende Studien zu den Bereichen Kleidung, Wohnen, Verkehr und Ernährung loten das Forschungsfeld aus. »Die einzelnen Arbeiten sind bewusst sehr eng gefasst«, sagt die Projektleiterin. Es soll gezeigt werden, wie viele Aspekte zu einem Alltagsphänomen gehören und welchen Einfluss der rasante Wandel Chinas auf sie hat. »Manchmal habe ich den Eindruck, dass die Bettler, die man heute in den Städten sieht, jene Bauern sind, die wir bei früheren Feldforschungen interviewten.«

Während es im Westen immer heiß, die Chinesen seien während der Kulturrevolution (1966 bis 1976) bloß ein Volk von »blauen Ameisen« gewesen, untersucht Iris Hopf in ihrer Doktorarbeit, wie die Menschen auf oft ganz individuelle Weise mit dem staatlichen Kleidungsdictat, dem »Ideal der revolutionären Askese«, umgingen. Makeup, Schmuck und modische Kleidung waren nämlich tabu. Während Bürgerliche neue Kleidung zum Bleichen in die Sonne legten und mit Flickern versehen, um ihre den Kommunisten verdächtige Herkunft zu verschleiern, machten die politisch hoch stehenden Arbeiter und Bauern das Gegenteil. Waren Löcher auszubessern, färbten sie die Wäsche neu ein, damit das Geflickte nicht auffiel.

Erst Mao machte das Fahrrad zum Fortbewegungsmittel der Massen

Wie tief verwurzelt bestimmte Verhaltensmuster sind, erlebte die Doktorandin Xiujie Wu bei ihren Feldforschungen in der nördlichen Provinz Hebei. Sie befasst sich mit der Beleuchtungsgeschichte. Erst in den 1950er Jahren begann die Elektrifizierung der Haushalte; in den ländlichen Gebieten mussten die Menschen sogar bis in die siebziger Jahre darauf warten. Vorher spendeten Öllampen Licht. Da Öl aber ein teurer Brennstoff war, gingen die Leute äußerst sparsam damit um. Und das machen sie heute mit dem Strom genauso. In den von Xiujie Wu untersuchten Regionen brennt in der Regel nur eine einzige 15-Watt-Birne pro Zimmer, und selbst auf die verzichten die Menschen, wann immer es geht: Viele gehen im Dunklen auf die Toilette und spülen ohne Licht Geschirr. Was wird wohl geschehen, wenn sich solche Mentalitäten abschleifen und Millionen Haushalte ihren Stromkonsum westlichen Gewohnheiten anpassen?

Wie sich die Übernahme ausländischer Gepflogenheiten vollzieht, untersucht Amir Moghaddass Esfehiani in seiner Studie über das chinesische Fortbewegungsmittel par excellence: das Fahrrad. Erstaunlicherweise setzte es sich im Reich der Mitte viel später durch als im Westen. Noch Ende des 19. Jahrhunderts verspottete man in Shanghai radelnde Ausländer. »Für die chinesische Oberschicht war es völlig indiskutabel, sich so schweißtreibend fortzubewegen; von der Gefahr, vor aller Augen vom Fahrrad zu stürzen, ganz zu schweigen«, sagt Moghaddass. Zum Symbol chinesischer Fortbewegung avancierte es erst in der kommunistischen Volksrepublik. »Das Fahrrad konnte rohstoffsparend produziert werden. Es funktionierte ohne Betriebsstoff und entsprach dem egalitären Ideal des Sozialismus.«

Projektleiterin Mareile Flitsch selbst erforscht das Essen mit Stäbchen. Stundenlang kann sie über die Materialien referieren: »Es gibt Stäbchen aus Holz, Bambus oder Kunststoff, aus Eisen, Bronze, Silber oder Horn, manchmal auch aus Elfenbein und Porzellan, nur selten aus Jade.« Mao Tse-tung (1893 bis 1976) aber, der Bauernsohn aus Hunan, benutzte stets einfachste aus Bambus – selbst bei seinen Staatsbesuchen im Ausland. Für ihn waren sie der »Ausdruck der hervorragenden Eigenschaften des Fleißes und der Sparsamkeit des chinesischen Volkes«. Flitsch untersucht auch den Formenwandel der Stäbchen, seit wann etwa zwischen Kopf (*shou*) und Fuß (*zu*) unterschieden wird und wie die Wissenschaft die heutige Gestalt absegnet, die als »optimal« gilt in Sachen »Greif-Effizienz, Greif-Präzision und die Wahrscheinlichkeit, mit der eine Speise sicher zum Mund geführt werden kann«.

Der kulturelle Wandel macht vor dem Esstisch nicht Halt. Schon in der Zeit der chinesischen Republik (1911 bis 1949) gehörte es für die Elite zum guten Ton, mit Messer und Gabel zu speisen. Die Kommunisten brandmarkten das als dekadent. Auf dem nach Westen orientierten Taiwan hingegen



© Abbildung aus: "Chinese Propanda Posters. From the collection of Michael Wolf". Taschen, Köln u.a. 2004

lernt man bis heute beides. Mittlerweile ist der Gebrauch von Messer und Gabel auch auf dem Festland auf dem Vormarsch, was wiederum die Stäbchen-Fraktion zum Widerstand gegen die »Verwestlichung« herausfordert. Mehr als 30 Gelenke und Muskelstränge trainiere der Umgang mit den Stäbchen, behaupten die einen. Sie seien virtuoser zu benutzen, sie stünden für die Überlegenheit der chinesischen Kultur, sekundieren die anderen.

Als das auf drei Jahre angelegte Forschungsprojekt begann, dachte Mareile Flitsch, das sei genügend Zeit. »Jetzt weiß ich: Ich brauche ein Institut!« Die manchmal so belanglos anmutenden Details fügen sich, davon ist sie überzeugt, wie ein Puzzle zusammen. »Ich muss möglichst viele Fakten kennen, erst dann kann ich eine Theorie für das große Ganze entwickeln.« Eine Datenbank soll dabei helfen; in ihr wird alles gesammelt, was an noch so entlegener Stelle über den Alltag in China publiziert wurde. Daneben strickt Flitsch an einem Forschungsnetz. Wissenschaftler, die an verwandten Themen arbeiten, versucht sie als assoziierte Mitglieder zu gewinnen.

Auch Diana Altner gehört als Doktorandin der Humboldt-Universität zum Kreis der Assoziierten. »Tibeter fischen nicht, heißt es immer«, erzählt die Ethnologin. Fischen sei unter Buddhisten ein Tabu. »Ein Yak zu töten ist noch akzeptabel«, erklärte man ihr. Man opfere zwar eine Seele, könne mit dem Berg Fleisch aber viele Menschen sättigen. »Wer hingegen einen Fisch tötet, opfert ebenfalls eine Seele, macht aber nur einen einzigen Menschen satt. Das gilt als Sünde.« Deshalb gehören Fischer zu den Ausgestoßenen.

Bevor Diana Altner mit ihrer Feldforschung begann, hat sie einen Angelschein gemacht. Die Fischer akzeptierten sie, nannten sie »Atschala« (»Große Schwester«) und ließen sie mit am Tisch sitzen und Bier trinken. Dennoch verlangte man für fast jede Information Geld – und zwar nicht wenig, klagt die Ethnologin. »Die Himalaya-Touristen haben die Preise gründlich verdorben.«

Weitere Informationen i im Internet:

(c) DIE ZEIT 05.08.2004 Nr.33